

„Ich war damals noch nicht lässig“

Es war ein Senkrechtstart: 1984, mit seiner zweiten großen Reportage überhaupt, gewann Peter-Matthias Gaede den Egon Erwin Kisch-Preis. Warum er den Text heute präntiös findet, warum er dem Ruf zu „Geo“ damals um ein Haar nicht gefolgt wäre, und warum selbst im „Guantanamo des Wolf Schneider“ aus mittelmäßigen keine exzellenten Reporter werden – all das hat der Geo-Chefredakteur Markus Wanzeck erklärt

Lieber Peter-Matthias Gaede, Sie haben für dieses Gespräch „Die Startmaschine“ wiedergelesen, jene Reportage, mit der Sie 1984 den Egon Erwin Kisch-Preis gewannen. Wie sehen Sie dieses Stück heute?

„Die Startmaschine“ kommt mir aus heutiger Sicht ein bisschen verkrampft vor. Ich war damals noch nicht lässig. Ich konnte es auch nicht sein – es war meine zweite große Reportage überhaupt. Ich war der Sklave von einer Million Fakten, hatte Probleme mit dem Selektieren. Da war der unbedingte Wille, alles, was ich in Erfahrung gebracht hatte, in dieser Geschichte auch abzuladen. Und ich glaube, bei dieser Gelegenheit habe ich überdüngt. Auch finde ich den Text in der Retrospektive etwas präntiös. Er ist unbescheiden geschrieben. Ich habe versucht, möglichst viel mit ungewöhnlichen Begriffen und Bildern zu arbeiten. Die schlichten Wörter, die schlichten Sätze habe ich nicht zugelassen. Jeder Satz hatte Bedeutung zu transportieren, ein Bild aufzumachen, in einem Bild zu bleiben – „der Wettergott“ et cetera. Ich habe versucht, viele letzten Endes banale Zusammenhänge oder Fakten hochzujazzen.

Oder hat genau das den Text lesenswerter gemacht? Schließlich nimmt er ein – mit Verlaub – eher dröges Thema in den Blick.

In gewisser Weise ja. Sonst hätte der sich Text womöglich gelesen wie eine Bedienungsanleitung oder wie ein Fachbuch für Ingenieure.

Sie beginnen mit „Zahlenkloppen“. Eigentlich ein Rausschmeißer. Wollten Sie gleich zu Anfang Faktenballast abwerfen?

Ich glaube, es gibt nicht wirklich eine Gesetzmäßigkeit für *den* guten Einstieg. Es gibt ja die Erfahrung: Wenn einen die ersten vier Sätze nicht fesseln, dann lässt man das Lesen gleich ganz bleiben. Und immer wieder fällt der Satz: Man muss eine Reportage mit einem Erdbeben beginnen und dann langsam steigern. Aber ich glaube, wenn man es als Reporter erst einmal mit den Mühen der Ebene zu tun hat, stößt man auf verschiedene Möglichkeiten, in Texte hineinzufinden. Was allerdings „Die Startmaschine“ konkret betrifft, war es eine auf die Spitze getriebene Faktenhuberei, ein Gewaltakt gegen das schluckfreundliche Hineingleiten in ein Thema. Ein stolzes: Ihr, Leser, habt hier gefälligst zu lernen!

Sie verwenden immer wieder rasante assoziative Übergänge, um zwischen den vielen Perspektiven zu zappen: Zwischen der Jetreinigung und der Beschäftigtenstatistik und der Gepäckförderband-Anekdote liegen nur wenige Sätze...

Ich habe jedenfalls darauf geachtet, dass es einen – wie auch immer gearteten – Übergang von A zu Z gab. Und wenn der nicht sachlich herzustellen war oder einfach als Fortgang der Geschichte, habe ich versucht, Unvereinbares verbal zusammengehörig zu machen.

Es gibt Ich-Einschübe und Du-Selbstgespräche. Empfinden Sie es als eine Tugend, wenn der Reporter sich im Text selbst ins Spiel bringt?

Ich bin da von Geschmackswellen bewegt worden. Anfangs habe ich in der Ich-Form geschrieben. Dann erschien sie mir eine Zeit lang als der Ausweis einer peinlichen und aufdringlichen Bauchnabelbespiegelung. Weil ich zur der Ansicht gelangte, es interessiere die Leser vermutlich nicht ganz so sehr, wie sich der Reporter fühlt. Die Leistung des Reporters habe vielmehr ausschließlich darin zu bestehen, zu vermitteln, wie sich jene fühlen, über die er schreibt. Bei *GEO* haben wir die Ich-Form eine Weile ganz ausdrücklich auf null reduziert. Das hing auch damit zusammen, dass wir, als *National Geographic* in einer deutschen Version erschien, dort quasi nur Reportagen in Ich-Form vorfanden. Es ging also auch um Abgrenzung. Mittlerweile sind wir der Meinung, dass jedes Gesetz am besten immer mal gebrochen wird. Und deshalb bin inzwischen wieder toleranter gegenüber der Ich-Form. Sie macht es manchmal schlicht einfacher, eine Geschichte zu schreiben. Sie hilft, eine gewisse Hüftsteifheit zu vermeiden, die man eher mal hat, wenn man krampfhaft auf das „ich“ verzichtet.

„Die Startmaschine“ folgt nicht einem Protagonisten, sondern ähnelt einem Kaleidoskop: Menschen tauchen auf und verschwinden wieder, ein bunter Reigen von Gesichtern.

Ja, es ist im Grunde das Porträt eines Apparats. Die Geschichte sollte das verborgene Räderwerk der Großinstitution Flughafen zeigen. Sie hatte den klassischen Blick hinter die Kulissen zum Ziel. Es hatte viel mit Geduld zu tun, in all die im Text beschriebenen Bereiche hineinzukommen. Die Räumlichkeiten, in denen die Toten aufbewahrt wurden, etwa. Oder diese merkwürdig nahe an den Besucherströmen angesiedelten, aber immer übersehenen Exilbereiche der Asylbewerber. Mein Grundimpetus war der: Es gehen da Hunderttausende Menschen durch. Jeden Tag. Sie gehen vorgezeichnete Wege. Ich zeige ihnen all das, was sie nicht sehen, nicht wissen, nicht wahrnehmen.

Sie haben versucht, dem Apparat durch Personalisierungen Leben einzuhauchen. Es gibt „Flieger, die sich auf Klappertafeln nach vorne kämpfen“ und eine „künstlich beatmete, ferngesteuerte Stadt“.

Was solche Bilder angeht, bin ich inzwischen etwas – ja, wie soll ich sagen? – konservativer. Ein Flugzeug, das sich auf einer Anzeigetafel als Kämpfer, als Akteur zeigt, finde ich mittlerweile ebenso, na ja, komisch wie die vom Berg grüßende Burg, das finster schauende Denkmal, das angreifende Boot, die aufbrausende Stadt. Wenn man Dingen Absicht oder Strategien unterstellt, sie wie Menschen agieren lässt, wird das leicht unfreiwillige Satire.

So etwas würde der Chefredakteur Gaede dem Reporter Gaede nicht mehr durchgehen lassen?

Nein, das würde er ihm nicht mehr durchgehen lassen. Es sei denn, es wäre dem Reporter ein Text von geradezu literarischer Qualität gelungen: in seinen Wortspielen so geschlossen und so plausibel, dass das eine ganz eigene Qualität ergäbe. Aber bis sich eine Rakete „freuen“ dürfte, den Start überstanden zu haben (und nicht stattdessen der Pilot), müsste der Text schon sehr, sehr literarisch sein.

Was würden Sie außerdem ändern?

Wenn ich versuchen sollte, mir die Geschichte im aktuellen *GEO* vorzustellen, dann hätte ich dem Autor zu einer größeren Selektion geraten. Ich hätte ihn aufgefordert, seinen Trennungsschmerz tapfer zu überwinden. Ich hätte ihm gesagt: Sei Wahlmann, nicht Protokollant. Denn ich hätte ein Problem mit der Länge dieses Textes gehabt. Ich habe einstmals zur Marathonstrecke geneigt. Also, ich kenne die Anschlagszahl dieser Geschichte nicht mehr...

30 000 Zeichen waren das.

Dann hatte sie ungefähr 18 Blatt. Hmmm, mehr nicht? Dann ist das noch kein Skandalon. Ich erinnere mich aber, dass ich mal eine Geschichte von 54 Blatt Unendlichkeit für *GEO* geschrieben habe. Das waren dann, wenn ich richtig rechne, über 90 000 Zeichen. Das war eine Geschichte über den internationalen Bluthandel.

Ist das Ihr persönlicher Zeichenrekord?

Ja, ganz eindeutig.

Auch ein *GEO*-Rekord?

Das müsste unter den top five gewesen sein. Aber wir haben schon lange keinen solchen Riesen mehr veröffentlicht. Wir haben heute mit einer anderen attention span unseres verehrten Publikums auszukommen. Mit größerer Ungeduld, mit mehr Gehechel, mit einem anschwellenden Überdruß an medialen Botschaften. Auch mit einer zumindest als solche empfundenen Zeitknappheit. Deshalb sind wir dabei, zu sagen: Make it shorter! Make it snappy! Was nicht heißt, dass wir nicht immer noch sehr lange Geschichten haben. Aber die Kurz-Lang-Kombination innerhalb eines Magazins ist heute wohl sozialverträglicher.

Wie ist die Idee zur „Startmaschine“ entstanden?

Das Thema wurde mir von *GEO* angetragen, als ich Redakteur der *Frankfurter Rundschau* war. Ich hatte zuvor während der Ausbildung an der Journalistenschule in Hamburg, die damals noch nicht nach Henri Nannen benannt war, ein Praktikum bei *GEO* gemacht und war dem Chefredakteur aus diesen drei Monaten in zarter Erinnerung, weil mir eine anständige Geschichte über den Bau des Furka-Tunnels gelungen war. An dem Flughafenthema hatten sich bereits zwei größere, edlere Federn versucht – vergeblich versucht. Ich nehme an, dass der damalige *GEO*-Chefredakteur dann auf mich gekommen ist, weil er sich dachte: Zweimal

ist das Ding in den Sand gesetzt worden. Wenn wir die Fotos retten wollen, dann nehmen wir jetzt mal einen der jungen, günstigen Kollegen. Einen, der keine Recherchekosten verursacht, weil er vor Ort ist.

Sie waren also der Notnagel für diese Geschichte?

Glaube ich, ja. Zunächst.

Woran sind Ihre beiden Vorgänger gescheitert?

Das weiß ich nicht. Das haben mir die Urheber nie gesagt. Den einen kenne ich nicht einmal – war es Bittorf? Der andere ist der hochdekorierte Peter Sartorius. Der schmunzelt darüber. Er hat ja weiß Gott sehr, sehr viele Erfolge gehabt. Aber das Flughafen-Ding sei ihm irgendwie nicht geraten, sagt er.

Und Sie haben das Stück dann als Lokalredakteur nebenher recherchiert und geschrieben?

In der Freizeit. Ich habe an Wochenenden und sehr viel auch nachts oder abends am Flughafen recherchiert. Wenn ich das richtig in Erinnerung habe, habe ich mir aber zumindest zum Schreiben Urlaub genommen.

Wie lange haben Sie gebraucht, die Geschichte aufzuschreiben?

Hmm... Das ist ein Vierteljahrhundert her. Ich habe gewiss nicht wenig Zeit dafür benötigt. Ich war nie ein Mensch, dem das Schreiben leicht gefallen ist.

Die Hölle, das ist ja für viele Reporter: das leere Blatt. War auch für Sie die Schreibzeit eine Leidenszeit?

Ja. Ich habe über jeden einzelnen Satz so lange nachgedacht, bis ich ihn nicht mehr ändern musste – und habe dann erst den nächsten begonnen. Bei mir musste Satz für Satz gebacken werden. Und das ist ein quälender Prozess. Ich hatte nie die Schreibstrategie, etwas erst einmal als Entwurf hinzuschreiben und später zu überarbeiten. Zudem hatte ich bei der „Startmaschine“ eben auch den Ehrgeiz, rein gar nichts auf der Strecke liegen zu lassen. Ich hatte einen großen Trennungsschmerz beim Verabschieden auch kleinster Rechercheergebnisse.

Haben Sie sich das Abschiednehmenkönnen über die Jahre antrainiert?

Im Grunde war es immer schmerzhaft. Aber ich bin schließlich etwas pragmatischer geworden. Ich habe noch selbst geschrieben zu einer Zeit, in der ich mich auch schon um die Texte anderer Kollegen, freier Autoren, zu kümmern hatte. Das brachte die Notwendigkeit mit sich, dass ich meine eigenen Texte nur noch an den Wochenenden schrieb. Und um da nicht völlig zu verzweifeln, bin ich rabiater geworden beim Wegschmeißen.

Haben Sie dafür bestimmte Methoden entwickelt?

Ich habe begonnen, schon bei der Recherche nicht mehr ganz so viel aufzuschreiben. Ich hatte einmal achthundert eng beschriebene Seiten von einer Recherche mitgebracht, gewissermaßen das Minutenprotokoll jedes Atemzuges jedes meiner Protagonisten. Das war der Moment, in dem mir aufging, dass ich etwas falsch machte.

Um was für eine Geschichte handelte es sich?

Das war die Geschichte über eine Fraktion im argentinischen Militär, der man zutraute, dass sie nach dem zarten Beginn einer Demokratie im Lande einen neuerlichen Putsch vorbereitete, erschienen irgendwann 1991. Die Faktenlage war dürftig. Aber wahrscheinlich hatte ich, weil ich das merkte, umso mehr Gewölle drumherum recherchiert. Mit dieser Geschichte hab ich mich dann furchtbar schwer getan. Das war eine, die ich mit in den Urlaub genommen habe, mit der ich mir jeden Rest von Freizeit und alle Nächte und alle Träume zerstört habe. Und die Fingernägel. Mit der Zeit bin ich vernünftiger geworden. Man merkt ja irgendwann, dass nicht wirklich jedes Wort, nicht wirklich jeder Halbsatz auf die Goldwaage zu legen ist. Allerdings gibt es, glaube ich, Reporter, die das nicht schaffen. Für die gewissermaßen jedes nach wochenlangem Nachdenken gesetzte Semikolon von existentieller Bedeutung ist. Und das ist schwierig.

Wann haben Sie aufgehört, Reportagen zu schreiben?

Ich habe das exakt in jenem Moment getan, in dem ich Chefredakteur wurde. Also im Juni 1994. Ich habe seither nie mehr Zeit gehabt, noch einmal eine längere Geschichte zu schreiben – oder zumindest habe ich sie mir nicht genommen.

Sind Sie des Reportagenschreibens irgendwann überdrüssig geworden?

Das nicht. Wobei ich gestehe, dass mir die Recherchen immer sehr viel mehr bedeutet haben als das Schreiben. Wenn ich etwas vermisste, dann die Möglichkeit des Recherchierens. Die Chance, sich zwei, vielleicht drei Wochen intensiv mit einem Thema zu befassen und fremde Lebenswelten kennenzulernen. Die Möglichkeit, die eigenen Maßstäbe zu relativieren, indem man andere Biotope durchwandert. Ich vermisste die Welterfahrung, die man bekommt, wenn man als Reporter unterwegs ist. Die Schreibklausur, das Wörterdrechseln vermisste ich nicht. Und wenn, dann reagiere ich mich mit Vorworten und Vorträgen ab.

Sie haben vor Ihrer Reporterzeit eine Journalistenschule besucht und anschließend in einer Lokalredaktion gearbeitet. Was, glauben Sie, ist die bessere Schule fürs Reporterleben?

Ich würde nach wie vor das Volontariat bei einer Tageszeitung nicht stigmatisieren. Ich finde das Arbeiten bei Tageszeitungen sehr wichtig – auch, wenn man später bei einer Zeitschrift arbeitet. Für mich war sicher die Kombination aus Journalistenschule und Lokalredaktionspraxis das Richtige.

Was finden Sie am Arbeiten in einer Tageszeitungsredaktion für den Reporterberuf wichtig?

Zunächst eine gewisse Lehre in Bescheidenheit. Wir Teilnehmer des ersten Lehrgangs der Hamburger Journalistenschule waren damals auf dem Trip, dass, wenn wir fertig sein würden, Chefredakteure mit Blankoverträgen vor der Tür stehen würden, in langer Reihe. Das war nicht so. Und das war gut so! Denn wir waren längst noch keine kompletten Journalisten. Das kann man nicht sein nach anderthalb Jahren Schulausbildung – so gut sie auch sein mag. In der Lokalredaktion gibt es die Möglichkeit, Schnelligkeit zu trainieren, Kürze zu trainieren. Die verschiedenen Genres durchzudeklinieren. Mit den Formen zu spielen. Das berühmte sinnfreie Mini-Feuilleton zu schreiben, etwa unter dem Schmuckfoto „Frühlingserwachen“: Ein Pärchen sitzt auf der Parkbank – so, sagt der Lokalchef, da brauchen wir ’nen Zehnzeiler drunter, mehr oder weniger freie Assoziationen! Aber eben schmuck! Überdies lässt sich Lokalpolitik mitgestalten, was befriedigender sein kann, als Kommentare von Wolke 37 ins Nirwana zu versenden. Schließlich die Erdung: Man gerät sehr intensiv in eine Stadt, in all ihre Facetten. Ich habe das als sehr hilfreich empfunden. Andererseits gibt es negative Beispiele von jungen Kollegen, die von vornherein nur große Reportagen gefertigt haben, ohne dass dies auf Dauer gut ausgegangen ist. Die sind hoch eingestiegen – und tief gefallen. Ich fand es jedenfalls gut, dass mir die Etappe bei der *Frankfurter Rundschau* eine gewisse Steigerungsmöglichkeit eröffnet hat. Für den VfB Wolfsburg ist es berauschender, Meister zu werden, als für Bayern München. (Obwohl es Werder Bremen sein sollte!)

Für Sie ging es also erst mal bergauf.

Wer bei der *Rundschau* ist und einen Lockruf von *GEO* erhält, muss sich nicht grämen oder schämen. Natürlich hat das angestachelt. Aber komischerweise habe ich mich furchtbar schwer getan mit dem Wechsel zu *GEO*, als es wegen der Flughafen-Reportage bei mir klingelte. Mir erschien *GEO* zu unpolitisch. In gewisser Weise belanglos. Zu edel. Und auch ein bisschen wie ein Früh-Augustinum. Was völlig blöd war.

***GEO*, ein Magazin der Weltflucht?**

Eher: der Flucht vor den deutschen Realitäten. „Weltflucht“ kann man, glaube ich, nicht sagen, weil *GEO* ja gerade in die Welt hinausgegangen ist – und zwar durchaus auch auf die Schattenseiten dieser Welt. Aber das Magazin erschien mir irrelevanter als eine Institution wie die *Frankfurter Rundschau*, weil man als Lokalredakteur die Erfahrung macht, dass man sehr direkt etwas bewirkt – positiv oder negativ. Und ich war mir nicht so sicher, ob ich die Interessen, die ich journalistisch hatte, auch bei *GEO* würde verwirklichen können. Ich hatte eindeutig Interesse an den politischen, sozialen Geschichten – die ich dann ja auch intensiv für *GEO* beackert habe, vor allem in Lateinamerika.

Was hat den Ausschlag gegeben, dass Sie dann doch zu *GEO* gegangen sind?

Eines Abends bekam ich plötzlich Panik und dachte: „Was bist du für ein Idiot, dass du nicht längst schon ‚ja‘ gesagt hast?! Das ist doch eine Riesenchance!“ Ich habe dann den Chefredakteur an einem Samstagnachmittag entweder aus der Badewanne oder von der Sportschau weggeholt und ins Telefon gebrüllt: „Ich komme! Ich will unbedingt!“ Irgendwie muss da auch spätpubertär ungeordnetes Adrenalin im Spiel gewesen sein. Denn am Abend des ersten *GEO*-Arbeitstages habe ich wiederum meinen Lokalchef bei der *Frankfurter Rundschau* angerufen und gegreint: „Ich will zurück!“ Ich war in dieser Zeit noch ein

bisschen, naja, wacklig. Der Lokalchef hat mich ausgelacht und gesagt: „Junge, jetzt guckste dir das mal ’n bisschen an! In einem Jahr können wir dann noch mal reden.“ Und lange bevor dieses Jahr zu Ende war, war mir klar, dass mir erst *GEO* die Augen geöffnet hatte! Jetzt erst war ich in der Welt – und nicht nur am Fuße meiner Bücherwände.

Haben Sie den Mann für seinen guten Ratschlag seitdem mal auf ein Bier eingeladen?

Ja, ja, wir haben uns immer mal getroffen. Horst Wolf war mein Lieblingschef. Der mich, glaube ich, einerseits mochte. Andererseits hat ihn das nicht davon abgehalten, streng zu den Defiziten eines Jungredakteurs sein. Er konnte mit sehr leiser Stimme, einem dabei sehr nahe kommend, am Schreibtisch gegenüber sitzen und sehr präzise sagen, dass man... nun ja, geradezu dämlich falsch lag mit einem Text. Das war aber gut.

Kann man das Schreiben sehr guter Reportagen lernen?

Ich muss Ihnen gestehen, ich weiß das nach all den Jahren noch immer nicht genau. Ich glaube, es gibt einiges, was man trainieren kann – und auch trainieren muss. Man kann sich vieles auf dem Reißbrett zurechtlegen und versuchen zu lernen: Dass man den dritten Absatz, in dem man Fakten bringen muss, nicht wie einen Marmorquader quer zum Erzählstrang legen sollte. Dass man einen Text nicht mit zu vielen Protagonisten überdüngen sollte. Dass man sich einen Clou, eine punch line aufheben sollte für das Ende. Dass man die Zügel mal lockerer lassen, mal straffer anziehen sollte. Dass man Informationen, Faktisches in eine Erzählung eher homöopathisch einträufeln sollte, sodass der Leser es möglichst nicht merkt. Man kann versuchen, all das zu verinnerlichen. Aber am Ende, glaube ich, gibt es auch eine Begabung fürs Schreiben. Und speziell fürs Reportageschreiben. Wenn die gar nicht vorhanden ist, dann wird es schwierig. Sie können aus einem Folterknecht der Wörter keinen Poeten machen, aus Oliver Pocher keinen Thomas Mann – selbst im Guantánamo eines Wolf Schneider nicht.

Bei Ihrem in Jahrzehnten antrainierten Röntgenblick auf Texte: Können Reportagen Sie noch anrühren?

Im Kino weine ich schneller. Und häufiger. Das muss mit der Verdichtung durch Ton, Bewegung und Musik zu tun haben. Ich habe aber gerade wieder einige Texte in der Henri-Nannen-Preis-Jury gelesen, die mich sehr wohl ergriffen haben. Unter anderem ein Text von Katja Thimm über zwei Ehepaare, von denen in einem Fall der Mann, im anderen Fall die Frau an Alzheimer leidet. Das ist derart liebevoll beschrieben, dass ich gar nicht weiß, was mich mehr rührt: das beschriebene Schicksal – oder die Sensibilität der Autorin. Oder aber die Aussicht auf eine Zukunft, die eines Tages die eigene sein könnte; wer weiß schon. Wenn Sie mich fragen, wann ich zum letzten Mal gelacht habe – und das ist ja etwas, was man vielleicht auch manchmal gerne möchte, wenn man eine Reportage liest: Ich weiß es nicht mehr. Zu selten jedenfalls. Das liegt aber weniger an mir als Leser. Journalisten – besonders auch die vielen guten Journalisten – dienen ja selten dem Menschenrecht auf das Lachhafte. Wir stürzen uns alle auf das Drama. Es ist journalistisch – sorry! – viel einfacher zu bewältigen, wir können uns die Effekte von ihm leihen und damit unserem Aufklärungs-Auftrag dienen. Und trotzdem wünsche ich mir, gerade die Besten der Besten würden sich manchmal der Mühe unterziehen, auch das Leichte zu bewältigen. Was das Handwerkliche angeht: Ob ich durch das dauernde Lesenmüssen irgendwie „falsch“ lese – ich weiß es nicht. Ich gestehe,

dass ich beim Lesen mit spitzem Stift fehlende Kommata einfüge und mich über deren Fehlen ärgere. In diesem Sinne kann ich nicht wirklich entspannt lesen. Von Grammatikfehlern kann ich nicht abstrahieren und mir sagen: Die Substanz ist aber prächtig! Das kommt erst beim zweiten Nachdenken. Nennen Sie das „spießig“. Aber es ist halt so drin, wenn man daran arbeiten muss, dass Texte am Ende auch mit ihren Sekundärtugenden perfekt im Heft stehen.

Der Drang zum Reporter-Stoßseufzer „Jede Geschichte ist doch schon erzählt!“ ist heute größer denn je – dank weltweiter Vernetzung, Rucksackreisen als Massentrend und zahllosen Reiseblogs. Können unter diesen Umständen klassische GEO-Reportagen in der Art „So abenteuerlich ist die Welt da draußen“ überhaupt noch funktionieren?

Da müssen wir ganz ehrlich sein. *GEO* merkt die Konkurrenz durch das Internet – wie fast jedes andere Printprodukt auch. Und wir haben es grundsätzlich mit der Situation zu tun, dass die Menschen seltener staunen. Wir sind seltener als in der Frühzeit von *GEO* „Ersatzreise“. Heute sind die ehrgeizigen Zahnärzte vor unseren Reportern in Papua Neuguinea. Und doch: So lange wir in aufwendige Geschichten investieren können, haben wir immer noch einen Vorteil vor vielem, was Sie im Internet finden. In dem ganzen Geblogge ist sehr viel Meinung drin. Doch fundierte Meinung setzt immer noch echte Erfahrungen voraus. Fremde Erfahrungen. Ungewöhnliche Erfahrungen. Schwierige, ungemütliche Erfahrungen. Oder auch begeisternde, wunderschöne. Und das ist das, woran wir unsere Leser teilnehmen lassen können. Wir können sie daran teilhaben lassen, wie es ist, wenn ein Anthropologe ein halbes Jahr bei minus 20 Grad mit einer peripheren Minorität im hintersten Winkel von Afghanistan verbringt. Das ist etwas anderes, als aus der WG heraus zu bloggen.

Wird die Rolle von GEO zukünftig sein, Orientierung zu stiften, anstatt von Abenteuern zu erzählen?

Orientierung ist ein Schlüsselwort. Nur ist sie mit einer neuen Thematik grundiert. Es geht nun seltener um große Tiere und fremde Riten, es geht um Themen, die unsere Leben direkter tangieren: Erziehung, Wissen, Bildung, Metaphysik, Medizin, Psychologie. Und große Menschheitsfragen, von den Ernährungsressourcen bis zum Klimawandel, vom Krieg der Religionen bis zum Urknall.

Inzwischen sind neun GEO-Reihen auf dem Markt, und es gibt GEO.de. Diese Segmentierung lässt sich bei vielen Magazinen beobachten. Was bedeutet das für Mainstream-Dampfer wie *stern*, *Spiegel*, *GEO-grün*?

Vor dem *stern* stehe ich mit Bewunderung. Er wurde schon unzählige Male als Generalist oder als „Wundertüte“ totgesagt– und steht immer noch ziemlich stark da. Aber von solchen Ausnahmeerscheinungen abgesehen, kommt der Segen mittlerweile eindeutig aus line extensions – man kann auch sagen: aus Nischenprodukten. Wäre das grüne *GEO* nach wie vor als Solist auf dem Markt, hätte das Magazin wohl eine höhere Auflage, weil die eigenen Kinder nicht so viel davon wegknabbern würden. Insgesamt gesehen jedoch stünden wir schwächer und kleiner da. Denn die *GEO*-Leserschaft ist nicht so monolithisch, dass sie nicht aus verschiedenen Interessensgruppen bestünde. Und jede von diesen bekommt bei uns haargenau ihr Lieblingsgericht: Geschichte mit *GEO Epoche*, Wissensdispute mit *GEO Wissen*, gesichertes Wissen mit *GEOkompakt* usw. Oder Länderkunde mit den *GEO Specials*. Reisen der hedonistischen Art in *GEO Saison*. Beim Blick auf *stern* oder nun endlich auch

den *Spiegel* habe ich den Eindruck: das Konzept der Ableger setzt sich durch. Der *Spiegel* probiert gerade nahezu alles, was wir schon länger tun.

GEO hat Verwandte in vielen anderen Ländern: GEO-Magazine, die für die dortige Leserschaft übersetzt und „lokalisiert“ werden. Was heißt das?

Was wir in unseren mittlerweile fast 20 Auslandsausgaben versuchen, ist, die Texte in diesem Transferprozess zu „entdeutschen“. Nicht so teutonisch aufzutreten, wie wir unfreiwillig einfach sind. Wir glauben zwar von *GEO*, dass es sehr kosmopolitisch sei. Aber wenn man genau hinschaut, dann sind nicht nur unsere Wissenschaftsgeschichten sehr oft um deutsche Forscher herum gestrickt. Und wenn wir eine Geschichte über Schulbildung machen, dann haben wir unsere spezifisch deutschen Schulprobleme im Fokus. Themen, die jenseits unserer Grenzen wohl kaum jemanden interessieren würden, werden herausgefiltert. Teilweise reduzieren wir auch den originalen Lauftext von Geschichten und ergänzen ihn durch lokale Aspekte. Die ausländischen Redaktionen sollen ohnehin peu à peu mehr lokale Inhalte selber erstellen.

In den USA gehen reihenweise Zeitungen pleite. Glauben Sie, dass die Krise der Print-Medien nach Deutschland herüber schwappen wird?

Die Krise wird nicht herüber schwappen. Sie ist leider schon längst da, massiv. Brutal wie noch nie, seit es die Bundesrepublik gibt. Es gibt zwar einige nette Ausnahmen in der Auflagenentwicklung, wie die *Süddeutsche Zeitung* oder auch die *ZEIT*. Aber prinzipiell macht sich die ungute Tateinheit von Wirtschaftskrise, Finanzkrise und struktureller Krise der Printmedien katastrophal bemerkbar bei uns. Das hat natürlich auch mit dem Internet zu tun. Und damit, dass es viel zu viele me-too-Produkte gibt. Wenn sich immer mehr Zeitschriften um einen Kuchen balgen, der ja nun nicht wirklich größer wird, hat es den Effekt, dass alle Zeitschriften kleiner werden – und das macht sie nicht unbedingt besser. Aber lassen Sie uns bitte ausnahmsweise mal nicht über die Krise bereden, das tun wir täglich an unserem Arbeitsplatz. Das können wir singen; und wir benchmarken uns gerade ins Delirium: Wer kann mit noch weniger noch schneller noch mehr...? Wann können die freien Autoren, bittschön, Geld für ihre Veröffentlichungen mitbringen...? Kann es nicht endlich einen Journalismus ohne Journalisten geben...? Wir arbeiten dran.

Passen Internet und lange Reportage zusammen?

Die erzählerische Reportage kann ich mir im Internet schlecht vorstellen. Unter anderem deswegen, weil die Nutzungsatmosphäre für das Internet der Computer ist. Und der steht meist in einem Büro. Sicherlich auch auf privaten Schreibtischen – aber selbst hier ist er vor allem mit Informationsakkumulation, mit Arbeit assoziiert. Reportagen brauchen eine gewisse Ruhe in der Rezeption, brauchen Kontemplation, ein Zurückgelehntsein. Nach allem, was uns unsere Online-Experten sagen, gibt es schon beim Klicken von der ersten auf die zweite Seite einer Online-Textreportage eine große User-Verlustquote. Nun stehen wir zwar, wie viele andere, mit großer Bewunderung vor den multimedialen Online-Reportagen von Brian Storm. Wir haben Storm aus den USA zu uns eingeladen. Er hat unter großem Beifall einen Vortrag darüber gehalten, wie seine Reportagen zustande gekommen sind. Doch als er uns von seinem Finanzierungsmodell erzählte, haben wir gesagt: „Tja, das können wir leider nicht kopieren.“

Denn die besten Multimedia-Reportagen werden mit Stiftungsgeldern finanziert. Und wer gibt uns die?

Ein weiterer Medientrend der letzten Jahre ist, immer mehr Inhalte von freien Journalisten liefern zu lassen. Die haben oft – trotz ihrer Berufsbezeichnung – gar nicht so viel Freiheit, finanzielle Freiheit vor allem. Sind sie, so gesehen, überhaupt brauchbare Textlieferanten?

Für die Honorare, die wir unseren freien Reportern zahlen, schämen wir uns überhaupt nicht. Ich glaube, die sind ziemlich gut – speziell im Vergleich mit sehr renommierten deutschen Blättern von ausgeprägter Intellektuellen-Aura. Andererseits wissen wir, dass freie Autoren – und auch freie Fotografen – es sehr schwer haben. Die Situation ist die, dass auch Top-Fotografen mittlerweile Werbung, Annual Reports, Firmenbroschüren erledigen müssen, um Butter auf dem Brötchen zu haben. All das bringt Fotografen ein Vielfaches von dem, was sie im Reportagejournalismus verdienen können. Ich könnte mir vorstellen, dass es bei Textjournalisten ähnlich ist. Das ist durchaus heikel. Dann zum Beispiel, wenn Sie etwa Wirtschaftsjournalist sind und einerseits kritisch für ernsthafte Medien schreiben müssen – und andererseits arbeiten Sie womöglich für das Blatt eines großen Konzerns. Und dennoch: Ich würde Kollegen, die etwa für die *Stadtansichten* der Autostadt Wolfsburg oder ähnliches schreiben, überhaupt nicht stigmatisieren wollen.

Wie ist das bei GEO: Wurde da in den vergangenen Jahren auch outgesourct?

Ich hab's nicht gezählt, was wir herausgeben. Wir brauchen jedenfalls sehr viele freie Autoren. Auch im grünen GEO erscheinen überwiegend Geschichten von Freien – einfach, weil unsere internen Stäbe zu klein sind, um alles zu bewältigen. Aber wir leiden darunter, dass es zu wenige sehr gute freie Autoren gibt. Da ist einerseits das Überangebot an Top-Fotografen. Aber im Textbereich? Es klingt vielleicht vermessen, wenn ich sage, dass es zu wenige Journalisten gibt, die GEO-Ansprüchen genügen. Die Text-Langstrecke kann eben nicht jeder gehen. Doch das bedeutet ja nicht, dass sie nichts können. Es bedeutet nur, dass GEO eigenartig ist. Und es gibt auch kaum noch Trainingslager, weil zu wenige Medien in Deutschland die großen Reportagen kultivieren.

Die „Startmaschine“ erschien vor einem Vierteljahrhundert. Schreibt und liest man Reportagen heute anders?

Ich weiß nicht, ob sie sich insgesamt gesehen verändert haben. Generell fällt mir auf, dass sich die Autoren – ganz grob gesagt – in zwei Fraktionen scheiden. Die ganz, ganz großen Reporter sind für mich jene, die sehr schlicht schreiben. Aber mit großer Substanz. Ein Alexander Smolczyk zum Beispiel. Oder ein Sußebach. Ein Willeke. Wenn ich deren Texte lese, habe ich nicht das Gefühl: Hier hat einer den doppelt eingesprungenen Rittberger versucht. Da werden keine Wirkungspirouetten gedreht. Die sind oft einfach gedanklich sehr gut. Und sehr präzise. Es gibt ja eine Schönheit, die aus der Präzision herrührt. Eine zweite Fraktion scheint mir von einem extremen Stilwillen geprägt zu sein, nicht zu ihrem Vorteil. Ich will keine Namen nennen. Aber es gibt einige Kollegen, denen die Autoreneitelkeit eine Falle ist. Die haben den Sinkflug eines Schmetterlings auf einem Schuh in Super-Slowmotion beschrieben und die Szene virtuell aus drei Perspektiven betrachtet. Nicht wenige von denen sind an ihrem Stil gescheitert. Vielleicht, weil sie nicht irgendwann ruhig genug, souverän

genug geworden sind. Nicht genug Vertrauen entwickelt haben, dass Geschichten für sich selber sprechen können. Sie denken, es sei im Grunde doch jede Geschichte schon erzählt. Und deswegen meinen sie, artifiziell werden zu müssen. Ich glaube, dass es immer noch jede Menge starker Geschichten zu erzählen gibt.